

**Rosemarie Poiarkov**

## **Wer, wenn nicht wir?**

*Erzählung*

1

Erzähl mir etwas, bitte bitte erzähl mir etwas. Oma hört mich nicht. Sie schaukelt mich hin und her, schau doch, mit offenen Augen kann man nicht schlafen, Oma singt leise ein Gute-Nacht-Lied.

Erzähl mir etwas. Bitte. Weich und schwer werde ich, Oma glaubt, ich sei eingeschlafen. Denn vorsichtig, sachte sachte, steht sie auf, trägt mich hinaus, kühl und dunkel wird es, sie senkt die Arme, zieht sie sanft unter mir weg. Oma ist über mir, deckt mich mit der alten Decke zu, schließt das Fenster, die Füße schleifen über den glatten Boden, ein Kuss auf die Stirn, ihre Hand werde ich nicht loslassen.

Ich warte. Kleine Tiere scharren in der Wand. Oma weiß, dass ich im Dunkeln Angst bekomme. Trotzdem hat sie vergessen, das Licht im Vorzimmer anzulassen.

Aus dem Schwarz wachsen Gegenstände.

Der Kasten.

Der Tisch.

Die Nähmaschine.

Vor dem bodenlangen Store die Wäschetruhe.

Omas Arme sind warm und hell.

Blinzelnd stehe ich im Türrahmen zum Wohnzimmer, möchte meine Augen vor dem Licht schützen und die Ohren vor den lauten Stimmen aus dem Fernsehapparat. Oma sitzt in dem geblühten Ohrensessel.

– Ich kann nicht schlafen.

Sie sieht mich an. Hat sie mich gehört? Sie streckt ihre Arme aus: Komm. Die Härchen des weichen Teppichs kitzeln meine Fußsohlen. Ich klettere auf Omas Schoß, kuschele mich an sie. Auf dem Bildschirm flackern Farben. Weil ich nicht zurück möchte, fürchte ich mich ein bisschen.

Ich sammelte die wenige Kraft, die mir geblieben war und riss den Vorhang auseinander.

Noch war heller Nachmittag, aber um halb fünf würde es bereits dunkel sein. Ich konnte liegen bleiben, als wäre ich krank, mir Schnupfen, Husten und Schwäche dazu denken, vor mich hinstarren und träumen, darauf warten, dass die Zeit vergeht, und Boris kommt ins Zimmer und fragt mich, was ich denn habe, ob ich krank sei, wortlos wende ich mich ab, ziehe die Beine an, lege die Hände, ich konnte liegen bleiben, warten, bis Boris kommt, ihn an mich ziehen, ihn küssen, mit ihm schlafen, und die Welt wäre wieder ganz und an ihrem Platz. Lieber aber dachte ich an Oma und Opa und an das Haus, und an den Garten dahinter und an die Nachbarskinder, deren Namen ich vergessen hatte, und wie sie gewesen waren, und ob ich sie gemocht hatte. Größer und stärker waren sie alle und hatten andere Spiele, die sie uns, meinem Bruder Bernd und mir, stolz beibrachten. Ich konnte Bernd nach den Namen der Kinder und unseren gemeinsamen Abenteuern fragen, Bernd hatte für so etwas ein besseres Gedächtnis. Anstatt aufzustehen, um mich vor den Computer zu setzen und zu arbeiten, schloss ich meine Augen und wünschte mir, ich würde von den Kindern träumen, von jenen Sommertagen.

Die Beine im Wasser, sitzt er am Rand des Schwimmbeckens. Es ist der Garten meiner Großeltern. Der Pool ist tief, wie tief, weiß ich nicht, aber er ist tiefer als jeder andere, in dem ich jemals geschwommen bin. In der Mittagssonne dachte ich die Fliesen des Beckenbodens zu sehen, eine Fata Morgana, ohne die ich nicht ins Wasser gesprungen wäre.

Eine der Gartenlampen strahlt direkt auf seinen runden, braungebrannten Rücken. Die Arme hat er aufgestützt. Als würde er die Bewegungen der glatten Wasseroberfläche studieren.

Die Grillen singen.

Ich will ihm zurufen: Das ist nicht das Meer. Das ist ein ausgebaggertes Loch von wenigen Metern Umfang. Den Boden wirst du nicht erreichen, wie lange kannst du denn die Luft anhalten? Am Morgen wird im Becken deine aufgedunsene Leiche schwimmen.

Ich stehe auf, setze mich neben ihn und hänge meine Beine neben seine.

Boris war eine Annahme.

Ich war eine Annahme.

Ob wir einen logisch gültigen Schluss ergaben, wusste ich nicht.

Am Anfang der Beziehung mit Boris sagte ich, ich möchte deine Art zu leben von dir lernen.

Vor Jahren war ich bereits einmal in Selbsthypnose gefallen. Dabei war ich wenige Zentimeter über dem Bett geschwebt, bilderlos und einer gewichtslosen Einheit ganz nahe, wurde ich sexuell so erregt, dass ich masturbierte, aber nur von einer nie gekannten mystischen Erfahrung erzählte, weil mir das erotische das geistige Erlebnis zu mindern schien. Gegen die Übernahme meiner Welt durch

Boris würde ich mich zur Wehr setzen müssen. Ein paar Minuten, vielleicht auch ein paar Stunden würde es dauern, bis sich meine Körperhaare nicht mehr aufstellten, kam er mir zu nahe.

Im Zimmer war es dunkel.

Im Haus gegenüber leuchteten die Fenster.

Ich konnte liegen bleiben, bis Boris herein platzte, das Licht aufdrehte, von seinem Tag berichtete und mich nach meinem fragte. Ich würde sagen, ich habe an dem Artikel, Thema *Fern-Beziehungen*, gearbeitet, den ich am nächsten Tag abgeben musste. Das hatte ich den Vormittag über getan. Meine bevorzugte Arbeitszeit war nachts, doch seit Boris hier wohnte – vorübergehend –, musste ich alles tagsüber erledigen, weil ich mich nur schwer motivieren konnte, wenn er in der Nähe war. Meine Mutter hatte mich gebeten, meine Großmutter im Krankenhaus zu besuchen. Und da Weihnachten war und ich ohnehin zu ihr fuhr, hatte ich zugesagt. Ich hätte lieber eine andere Großmutter gehabt. Eine, mit der man nach Israel oder in ein anderes fernes Land fahren konnte; eine, die zuhörte, selbst gern erzählte. Mein Großvater war gestorben, als ich sechs Jahre alt war. Auf den Fotos steht er ein wenig abseits. Die vereinzelt weißen Strähnen im schwarzen Haar, die glatte Haut, die gerade Körperhaltung und die immer ein wenig spöttisch hochgezogenen Mundwinkel machen es unmöglich, ihm ein bestimmtes Alter zuzuordnen. Nur die wechselnde Umgebung, das Material der Fotografien und das starrer werdende Gesicht meiner Großmutter bestätigen das Vergehen der Zeit. Von einem Foto zum nächsten verwandelt sich mein Großvater in einen dünnlippigen Greis mit einem Teddybären im Schoß. Aus Annahme und Annahme und Annahme und Annahme folgt: Ab 30 keine Hinterfragung der Annahmen mehr. Glaubte Oma, dass ihr Leben an einem logischen Ende angekommen war? Überließ sie die Entscheidung dem Lieben Gott? Wusste man, wann es Zeit war? Konnte man das Leben noch annehmen, wenn man den Tod schon akzeptiert gehabt hatte? War es in Zeiten der Intensivmedizin noch möglich zu wissen, wann der Tod logisch, natürlich war, ohne Angst haben zu müssen, zu früh aufgegeben zu haben? Vom Standpunkt der Logik aus gesehen, kann das nicht der Fall sein. Aber die Annahmen können sich jederzeit verändern, die Welt zu einer anderen werden. Oma läuft um den Wohnzimmertisch, aber sie erwischt uns nicht, Bernd und ich lachen. Als meine Mutter den Schlüssel in die Tür steckt, kriechen wir unter das riesige Möbel. Das bodenlange Tischtuch versteckt uns. Ich kichere leise, Bernd rammt mir seinen Ellbogen in die Rippen. Unter den Tisch schieben sich Stöckelschuhe. Ich ziehe einen aus und betrachte die zerklüftete Landschaft der Fußsohle. Sie hat ein großes Loch in die Feinstrumpfhose gerissen. Auf nackter Haut kitzelt es sich besser. Bernd sieht mich verächtlich an. Ich freue mich, als Mamas Gesicht plötzlich vor mir ist und ich ihren Mund küssen kann. Auf der anderen Seite schaut Oma herein. Der Tisch ist rund und dunkelbraun. Wir gehen nach Hause, sagt Mama. Bernd verdreht mir den Arm, aber ich mache keinen Mucks, boxe ihn in den Bauch und

mich frei, meine Mutter schnappt mich unter den Achseln, zieht mich unter dem Tisch hervor und wirft mich in die Luft. Bernd war ein wildes Kind, vorlaut, frech und fröhlich. Ich war ein braves Kind, schüchtern, lieb und in der Volksschule immer mit der Hand in der Höhe, während Bernd der Wissensdrang vom lieben Volksschullehrer aus dem Kopf gewatscht wurde. Meine Mutter konnte dagegen nichts ausrichten, mit einem akademischen Titel statt einer abgeschlossenen Friseurlehre hätte sie es leichter gehabt. Ich beschwerte mich bei meiner Mutter, der Lehrer nehme mich so selten an die Reihe, meine Mutter brachte es beim Elternsprechtag vor, der verdiente alte Mann verspottete mich vor versammelter Klasse, nie wieder, schwor ich mir, würde ich aufzeigen, brauchst du noch Pampers?, fragt der bucklige Greis meine beste Freundin Teresa, die oft auf die Toilette muss, und sie geht immer öfter, und immer öfter kommt die Frage, und die Klasse lacht immer lauter. Meine Großmutter lebte in einer Eigentumswohnung. Ich war davon überzeugt, dass alle Verwandten davon überzeugt waren, dass ich diese Wohnung haben wollte. Ich hatte nie auf diese Wohnung spekuliert. Aber jetzt dachte ich daran. Dass eine Wohnung mir gehören könnte. Meine Wohnung. Erste Regentropfen klopfen fordernd gegen die Fensterscheiben. Heute interessieren sich Zeitschriftenleserinnen nicht mehr für Fernbeziehungen zwischen Lokführern und ihren Frauen, sondern dafür, wie es ist, eine Partnerschaft mit jemandem zu führen, der/die einen gut bezahlten Job in einem großen Unternehmen im Ausland hat. Mein Vater war Lokführer gewesen. Wenn ich mir gegen die anderen Kinder nicht mehr zu helfen wusste, war ich mitgefahren, hatte im lebensrettenden Moment den richtigen Knopf gedrückt, meinem Vater Essen gekocht und seine Wäsche im Rhein oder in der Donau gewaschen. Mein Vater war nicht in einer der geheimnisvollen Städte geblieben, hatte bloß die Hausnummer in seiner Postanschrift geändert. Ich klopfte auf Holz und sah minutenlang dem Pendel der großen Uhr in Omas Wohnzimmer zu, wie es hin und her schlug, hin und her, hin und her...

Mein Handy piepste. Per SMS teilte mir Boris mit, es könne spät werden, er habe jemanden getroffen, den er lange nicht gesehen habe. In diesem Moment spürte ich die Enttäuschung – *leider kann sie dieses Wochenende nicht zu ihm kommen, weil sie das Seminar nicht verpassen darf* – und das Ziehen der Sehnsucht – *Ist es nicht das, was wir aus den großen Liebesbeziehungen der Literatur- und Filmgeschichte lernen können? Dass die Sehnsucht Doping für die Liebe ist?*

2

Ein rundliches, rotes Gesicht hat Mama, aufgequollen vom Essen, aufgedunsen vom Alkohol. – Wo warst du so lange?

Kurz glänzen ihre Augen wieder, ihre Lippen bewegen sich, ihre Augen füllen sich mit Tränen. Ich habe hunderte Male angerufen, aber du hast nie abgehoben, sage ich verzweifelt. Omas Wohnung, ehemals ein Vorbild für Hausfrauenseminare, ist voller McDonald's-Tüten, Pizzakartons, Milch-, Saft- und Weintetrapacks, Zigarettentummel, Blumenkadaver, es riecht nach Katzenscheiße und Katzenpisse. Ich öffne die Tür zum Balkon, die so dreckig ist, dass die Sonnenstrahlen davor hängen bleiben. Draußen ein Sommertag, Vogelgezwitscher. Auf dem Balkon türmen sich Gegenstände, die ich von unserem alten kenne. Sogar die von uns lange Zeit als Balkonsitzecke genutzte Küchenbank, die bei keiner Sperrmüllsammlung einen neuen Besitzer finden würde, hat sie mitgenommen und über die anderen unbrauchbaren Möbel getürmt. Mama, sage ich leise, du musst hier raus. Mama steht auf, wankt auf mich zu, nimmt mich in die Arme, ich rieche den Alkohol und halte die Luft an.

– Jetzt bist du da, jetzt wird alles gut.

Als ich erwachte, war schon der Bahnhof vor den Fenstern. Vom anderen Ende des Bahnsteigs winkte meine Mutter. Sie trug einen schwarzen Wintermantel, den ich noch nie an ihr gesehen hatte. Während ich ihr entgegen ging, sang ich ein Weihnachtslied und fuhr mir ordnend durch die Haare. Ich bereute, keinen Lippenstift aufgetragen zu haben, dessen Farbe gut mit Mamas neuem Mantel harmoniert hätte.

Am Weg zum Krankenhaus erzählte meine Mutter, dass es Oma im Moment wieder besser gehe, wie nett die Schwestern seien und wie kompetent der Oberarzt. Allerdings würde Oma mit Patienten in einem Zimmer liegen, die nicht einmal mehr Kraft für ein Gespräch hätten.

Oma lag in einem Bett gleich beim Fenster. Sie schlief. Oma sah blass aus, ihre Locken ringelten sich um ein wächsernes Gesicht, eine Infusion tropfte durch einen Schlauch in ihren Ellbogen, ein Plastikbeutel voller Urin hing an der Fensterseite des Bettes. Sahen so Sterbende aus? Auf dem Nachttisch eine Blumenvase, Pralinschachteln, Frauenzeitschriften, eine Brille.

Gehen wir einen Kaffee trinken, flüsterte meine Mutter.

Als wir ins Zimmer zurückkamen, saß Oma aufrecht, einen dicken Polster an ihrem Rücken, und sah uns entgegen. Unseren Gruß erwiderte niemand. Die Locken hatte sich Oma aus dem Gesicht gestrichen. Ich umarmte Oma, küsste sie widerwillig auf die Wange, und überreichte ihr die neueste Ausgabe der Zeitschrift, für die ich regelmäßig schrieb.

Ich solle die Zeitschrift auf das Nachttischchen legen, sie würde sie sich später ansehen.

Meine Mutter fragte, ob sie bequem liege, ob sie ihr nicht den Polster anders hinlegen sollte, das Bett vielleicht höher stellen?

Oma schüttelte den Kopf, die Schwester habe ihr schon geholfen.

Ob sie sich nicht freue, mich zu sehen, fragte meine Mutter.

– Anna, mein Mädchen, sag deiner Mutter, ich gehe nicht ins Altersheim. Sag ihr, Oma stirbt lieber als ihre Wohnung aufzugeben. Sag du ihr das. Mir hört sie nicht zu.

Omas Stimme hatte sich verändert. Oder vielleicht kam es mir nur so vor. Mein Großvater war gestorben, als ich sechs Jahre alt war. Mein anderer Großvater war im Krieg gefallen; meine Großmutter väterlichseits war bei einem Busunfall noch vor meiner Geburt umgekommen. Ging man von der Wahrscheinlichkeit aus, war Oma die nächste. Ich war neugierig auf den Tod. Und schämte mich dafür.

Als wir zu meiner Mutter nach Hause gingen, hatte sich ein unheimliches, fremdes Etwas auf die Bäume zu beiden Straßenseiten gesetzt. Als wäre ich zu weit gegangen. Als hätte ich den Tod heraufbeschworen, der sich schon überreden hatte lassen zu warten.

Meine Mutter erzählte von der Weihnachtsfeier am Tag davor. Oma habe erst nicht daran teilnehmen wollen, sie fühle sich zu schwach, aber dann habe sie sich doch von einer der Schwestern überreden lassen. Im Rollstuhl habe meine Mutter Oma zu den anderen Patienten geschoben, Kekse wurden herumgereicht, Gedichte vorgelesen, Lieder gesungen. Oma habe versucht mitzusingen, ihre Stimme habe jedoch versagt, mehr als ein dünnes Krächzen sei nicht zu hören gewesen. Aber ein Leuchten habe sie in den Augen gehabt, so eines habe sie bei Oma noch nie gesehen. Schon gar nicht zu Weihnachten, das sie ja nie wirklich genießen habe können, ich wisse, worüber sie spreche. Der Oberarzt habe eine Rede gehalten, er habe vom Fest der Familie und der Geborgenheit gesprochen, und diese Sätze hätten meine Mutter, obwohl sie ähnliche sicherlich schon tausendmal gehört habe, plötzlich ganz tief im Inneren berührt. Sie habe eine Schwester zur Seite genommen und gefragt, ob es möglich sei, Oma am Heiligen Abend für ein paar Stunden nach Hause zu nehmen, aber man habe sie gewarnt, dass jederzeit etwas passieren könne.

Von wegen stabilisiert, jeder, der sie besuchen kam, hatte das Ende im Kopf. Und Oma? Wenn sie es sich aussuchen könnte, wie würde sie sich entscheiden?

Durch den warmen Wind wurde die Dunkelheit unheimlich. Zu Weihnachten hatte es kalt zu sein, kalt und klar wie erstklassiger Vodka, Schnee brauchte ich nicht unbedingt, aber der winterliche Föhn machte die Menschen aggressiv und unberechenbar.